

scheinungen an. »Und«, so schreibt Steffensky, »so wächst eine andere Aufgabe, die große Aufgabe der Revision all dessen, was einmal unter Verdacht stand und was einmal abgetan wurde. Es ist neu zu überlegen, was es heißt, in einer Tradition zu stehen; was es heißt, Formen zu haben, die uns erbauen; was es heißt, zu beten und unsere Kinder diese Sprache der Wünsche zu lehren. Und schließlich überlegen wir neu, was es heißt, an Gott zu glauben. Die Zeiten sind karg, wir können uns nicht damit begnügen, nur zu uns selbst zu kommen. Nachdem uns unsere eigene Sprache, unser eigenes Gewissen und unsere eigenen Träume erlaubt sind und wir sie gerettet haben aus dem Gefängnis der Toten ..., rettet uns vielleicht die große Flucht in die Fremde, in die Sprache und in die Ideen unserer lebenden und toten Geschwister; in andere Formen, die uns aus der Beliebigkeit des Augenblicks reißen.« (8f)

Mit den Themen Gebet, Wunder, Verkündigung in der Diasporasituation, Gott, religiöse Erziehung, Freiheit und Gottesdienst befassen sich die sieben Essays. Sie zu lesen und zu meditieren, ist ein spiritueller und theologischer Genuss – wenn auch keineswegs eine leicht verdauliche Kost. Denn Steffensky – und diese kritische Attitüde hat er nicht einfach hinter sich gelassen – weigert sich, alles dem Zeitgeist recht zu machen und sich dem Selbstverwirklichungs- und Erlebnisdiktat zu beugen. Ihm kommt es darauf an, das Sperrige, was in den Traditionen aufbewahrt ist, das dem Zeitgeist Gegenläufige und eben Nichtbeliebige wieder zum Vorschein kommen zu lassen und so diesen Traditionen seinen Respekt zu bezeugen. So können Traditionen in der Tat befreiend wirken: Ich muss nicht alles selbst schaffen; ich kann mich auch in das fallen lassen, was mir überkommen ist und was sich für andere bewährt hat. Aber – ohne Auseinandersetzung und Unterscheidung geht es

nicht, sollen Traditionen so wieder zum Leben kommen. Aber wenn sie so zum Leben kommen, wie es Steffensky versteht, sie zum Leben zu bringen, dann spürt man plötzlich, welche Schönheit und Kraft von ihnen ausgehen. Darum: ein Buch, das nicht nachhaltig genug empfohlen werden kann.

Norbert Mette, Dortmund

Religionssoziologie

Klaus Peter Jörns/
Carsten Großholz (Hg.)

Was die Menschen wirklich glauben

Die soziale Gestalt des Glaubens – Analysen einer Umfrage

Gütersloh: Kaiser – Gütersloher Verlagshaus 1998
kartoniert, 341 Seiten,
19,95 Eur-D / 20,60 Eur-A / 34,70 sFr

Mit diesem Buch geben die Pastoraltheologen Klaus-Peter Jörns und Carsten Großholz den zweiten Band ihrer breit angelegten Studie »Was die Menschen wirklich glauben« heraus. Ausgangshypothese der quantitativen Studie ist die sog. »Quaternitätshypothese«: Sie nimmt das Gesamt des menschlichen Lebens zur Grundlage und unterscheidet dabei vier elementare Dimensionen: 1. Das Soziale, 2. Erde und Kosmos, 3. Sitte, Recht und Ethik sowie 4. Gott und Transzendenz. Untersucht wird dann, ob sich zwischen diesen Bereichen Zusammenhänge finden lassen. Dabei wird zum einen angenommen, dass eine bestimmte Form der Religiosität mit entsprechenden Merkmalen in den anderen drei Bereichen korreliert. Zum anderen wird umgekehrt untersucht, ob eine bestimmte Konstellation der ersten drei Bereiche eine entsprechende Form von Religiosität nach sich zieht. Um die These zu überprüfen, dass das Soziale als Kristallisationsfeld von Religiosität zu begreifen ist,

wurde auf die Auswahl der untersuchten Subgruppen große Sorgfalt gelegt. Die Studie zeichnet sich in der Methodik durch fundierte theoretische Grundlagen, hohe Sorgfalt und Transparenz gepaart mit wissenschaftspraktischer Klugheit aus. Modellhaft ist der Versuch, den Fragebogen in einer Kirchengemeinde anzuwenden, um so dem konkreten Glauben der Gemeindemitglieder näher zu kommen. Die Wissenschaft so in den Dienst der konkreten Pastoral zu stellen, hat zweifellos Zukunftscharakter.

Konnte man im ersten Band der Studie die Gesamtergebnisse studieren (Klaus Peter Jörns: Die neuen Gesichter Gottes. Was die Menschen heute wirklich glauben. München – C. H. Beck 1997; mittlerweile bereits in der 2., verbesserten Auflage erschienen), werden hier nun Detailanalysen vorgestellt. Untersucht werden so z. B. die Zusammenhänge zwischen Glaube und Alter, Geschlecht und Lebensform. Zudem werden speziell ausgewählte Untergruppen religionssoziologisch genauer erforscht: Schüler/innen, Berliner Theologiestudent/inn/en oder die evangelische Pfarrerschaft in West- und Ostdeutschland. Auch wenn die verschiedenen Detailergebnisse nicht beanspruchen können (und wollen), repräsentativ für Gesamtdeutschland zu sein, bietet die Studie zahlreiche Impulse für weiterführende empirische Untersuchungen.

Stärke und Schwäche der Studie liegt in ihrer regionalen Begrenzung sowie in ihrer hohen Komplexität und Differenziertheit. Was sie zudem auszeichnet, ist auch die Zurückhaltung hinsichtlich vorschneller Schlussfolgerungen und Handlungsrezepte. Gleichwohl lässt eine solche Studie aber genau deshalb auch viele Fragen offen, die einer religionssoziologischen Weiterführung ebenso bedürfen wie praktisch-theologischer Analysen und generell theologischer Durchdringung.

Regina Polak, Wien

Fickende Fische

Deutschland 2001; Regie: Almut Getto; Darsteller: Tino Mewes, Sophie Rogall, Annette Uhlen, Hans-Martin Stier, Ferdinand Dux, Angelika Milster, u.a.; Drehbuch: Almut Getto; Produzent: Herbert Schwering; Kamera: Andreas Höfer
Länge: 103 Minuten; FSK: ab 12 Jahren;
ein Film im Verleih der ottfilm GmbH;
Film-Homepage: <http://www.fickende-fische.de/>

Ein ungewöhnlicher Titel. Er überrascht. Er provoziert vielleicht. Er weckt Assoziationen ... Was ist das für ein Film? Es ist ein Film über Liebe und Tod. Es ist ein Film über Hoffnung. Es ist ein Film über das Erwachsenwerden. Es ist ein Film über das Sterben.

Im Mittelpunkt des Filmes stehen zwei Jugendliche. Jan, 16 Jahre, und Nina, 15 Jahre. Nina gleitet auf Rollerblades in einer Ruhrgebietsstadt durch die Straßen und in einer Kurve fährt sie Jan um. Auch die nächste Begegnung der beiden verläuft ähnlich. Jan hat gerade einen neuen Fisch für sein Aquarium gekauft und wieder fährt Nina ihn an. Der Fisch stirbt. Aus diesen beiden unvorhergesehenen Begegnungen entwickelt sich langsam eine Freundschaft der beiden Jugendlichen, die nicht verschiedener leben könnten.

Jan lebt überbehütet bei seinen Eltern. Nach einem Unfall in der Kindheit ist er durch eine infizierte Blutkonserve HIV-positiv. Die Mutter ist bemüht, auf alle erdenkliche Art die Gesundheit des Sohnes zu unterstützen, immer eine Spur zu viel des Guten. Der Vater kämpft sich als erfolgreicher Berufstätiger durch das Leben. Diese Lebensphilosophie zeigt sich beim regelmäßigen Sandsack-Boxen im heimischen Fitnessraum. Und Jan: Er liebt das Wasser, die Fische, sein Aquarium und träumt sich immer wieder in seine eigene Unterwasserwelt. Stille, Dunkelheit, ein Gefühl des Schwebens, der Schwerelosigkeit, kennzeichnen diese Welt. Filmisch wird dieses